DISSERTATIO
INAUGURALIS MEDICO - PRACTICA
PERTRACTANS
RATIONEM MEDICI AD AEGRUM
QUAM
CONSENSU ET AUCTORITATE
ILLUSTRISSIMI AC MAGNIFICI
DOMINI
PRAESIDIS ET DIRECTORIS,
CLARISSIMORUM AC CELEBERRIMORUM
D. D. PROFESSORUM,
PRO
DOCTORIS MEDICINAE ET CHIRURGIAE LAUREA
RITE OBTINENDA
IN CELEBERRIMA
ACADEMIA JOSEPHINA
PUBLICAE DISQUISITIONI SUBMITTIT
Adalbertus Stidl,
Austriacus Dietmannsensis.

In theses adnexas disputabitur in aedibus academiae Josephinae die . mensis Junii 1839.

VINDOBONAE.
TYPIS CONGREGATIONIS MECHITARISTICAE.

Leben für Andere, nicht für sich, das ist das Wesen des Arztes.

Hufeland.

Seinen

GÖNNERN und WOHLTHÄTERN

als schwacher Beweis

unbegrenzter Verehrung, Hochachtung
und Dankbarkeit

in tiefster Ehrfurcht

geweihet

vom

Verfasser.

§. 1.

Nicht allein Ruhe, Vortheile, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, sondern Gesundheit und Leben selbst, ja, was mehr als diess Alles ist, Ehre und Ruhm, muss der Arzt dem höchsten Zwecke: Rettung des Lebens und der Gesundheit Anderer, aufopfern.

§. 2.

Der Arzt muss in der Ausübung seiner Kunst *bloss den Menschen* sehen, und keinen Unterschied unter Armen und Reichen, Grossen oder Niedrigen machen. Der am meisten Leidende, der in der grössten Gefahr Schwebende, hat den Vorzug vor allen übrigen, er sei übrigens wer er wolle. Hufeland beklagt die Aerzte, die den Werth ihrer Kranken nach ihrem Stande oder Vermögen abmessen. Sie kennen den schönsten Lohn des Arztes noch nicht. Was ist eine Hand voll Gold gegen die Thränen des Dankes in den Augen des Armen, der eben dadurch, dass er uns nichts sagen, nichts geben kann, uns sein ganzes Wesen hingiebt und sich als ewigen Schuldner bekennt; während der Reiche sich durch seine Gaben losgekauft und oft aller Dankverbindlichkeit entledigt zu haben glaubt, ohne zu ahnen, dass seine Gabe erst durch ein tieferes Gefühl ihren Werth erhält, und ohne dasselbe, die geleistete Hülfe nur in die Klasse gewöhnlicher Dienstleistungen und Handwerksarbeiten versetzt. Wie oft ist der Arzt der einzige Freund, der dem Armen in solcher Noth übrig bleibt! Wie ein Engel des Trostes erscheint er ihm, er

hebt durch seine Theilnahme seine schwindenden Hoffnungen, und giesst durch seine Kunst ihm neue Kräfte in die Adern.

Sollte vielleicht Jemand so unglücklich sein, in diesen höhern Gefühlen nicht Belohnung genug zu finden, oder wenigstens glauben, die Armenpraxis bringe in den äussern Verhältnissen nicht weiter, so wisse er: dass die Stimme des geretteten Armen weit lauter und eindringender spricht, als die des Reichen, der oft durch seine Abfindung mit dem Arzte sich das Recht erkauft zu haben glaubt, undankbar gegen ihn zu sein und seine geleisteten Dienste herabzusetzen.

§. 3.

In seinem medicinischen Handeln wende der Arzt die *grösste Aufmerksamkeit, Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit* an. Nichts behandle er oberflächlich, sondern Alles gründlich und nach seiner besten Einsicht. Nie betrachte er den Kranken als Mittel, sondern immer als Zweck; nie als blossen Gegenstand eines Naturexperiments, oder der Kunst allein, sondern als Menschen, als höchsten Zweck der Natur selbst. — Zwar ist es selten möglich, dass die Fehler des Arztes von einem Tribunal gerichtet oder bestraft werden können, da Alles auf die genaueste Bestimmung des Falls ankommt, die hinterher fast nie auszumitteln ist. Aber desto gewisser und desto furchtbarer wartet sein ein inneres Tribunal, das Gewissen, wo ihn keine Ausflucht, keine Bemäntelung, kein mangelnder Kläger schützt, wo ihn nichts frei spricht, als eine reine schuldlose Seele, und die Ueberzeugung, nach seinen besten Kräften und Einsichten Alles zur Rettung des Kranken gethan zu haben. Mag er auch in der Folge durch vollkommene Einsicht und bessere Erfahrung einsehen lernen, dass er mehr und etwas Besseres hätte thun können; es wird ihm leid thun, aber keine Gewissensbisse erregen, denn er hatte das Beste gethan, was ihm damals möglich

war. Nur hüte er sich, dass nicht Leichtsinn, Bequemlichkeit, Ansehen der Person, oder was auch dem Bessern geschehen kann, Vorliebe für ein System und Experimentirsucht ihn verleiten, seine Pflichten zu vernachlässigen, oder anders zu handeln, als er hätte handeln sollen; denn da schweigt der innere Richter nicht, und solche Fälle finden über lang oder kurz ihre Strafe in diesen innern und desto peinigenderen Vorwürfen.

§. 4.

Aber Geschicklichkeit und Kunst sind nicht allein hinreichend. Auch auf *das Benehmen* kommt bei dem Arzte unendlich viel an. Dadurch vorzüglich empfiehlt er sich dem Publikum, und verschafft sich Eingang und Zutrauen, denn über das erstere kann dasselbe nie richtig urtheilen, und es ist daher natürlich und billig, dass es seinen Massstab aus dem letztern nimmt. Durch die Gewalt des Benehmens allein kann ein Arzt bei sehr mässigen Talenten ein grosses Glück machen, und ohne dasselbe der geschickteste Arzt unbemerkt oder verkannt bleiben. Sein Aeusserliches darf ihm daher nicht gleichgültig, sondern es muss der Würde seines Berufs und den wichtigsten Beziehungen desselben entsprechend sein.

Der Hauptcharakter seines Betragens sei: Zutrauen einflössend, freundlich mit Würde, anständig ohne Affektation, heiter ohne ein Spassmacher zu sein, und ernsthaft, wo es darauf ankommt, dem Gegenstande und seinen Worten Gewicht zu geben, gefällig und nachgiebig in allen ausserwesentlichen Dingen, aber unerschütterlich fest in Durchsetzung wichtiger Massregeln und Aufrechthaltung des gethanen Ausspruchs; theilnehmend und herzlich mit reinem Sinn und Achtung für Religion und ihre Tröstungen; weder einsilbig noch schwatzhaft, noch weniger ein Neuigkeitsträger, sondern seine ganze Aufmerksamkeit dem Kranken widmend, jeden Umstand bemerkend, Alles sorgfältig ausfragend, und selbst die Umgebungen des Kran-

ken gehörig beachtend; weder überspannt noch gemein, weder ein Stutzer noch ein Pedant, sondern in allen das Mittel haltend, vorzüglich nicht leidenschaftlich und aufbrausend, sondern ruhig und besonnen, denn nur ein ruhiger, bedächtlicher Sinn gebiert Zutrauen. — Ungezwungen und unbefangen, bescheiden und gleich weit entfernt von afficirtem Ernste und von übertriebener Freundlichkeit, mit Decenz, Schonung, und einem Herzen voll aufrichtigen guten Willens, muss sich der Arzt seinem Kranken nähern, ihn fest ins Auge fassen, und seine Fragen und Untersuchungen beginnen.

§. 5.

Keinem Arzte ist es so nothwendig, die Regeln der *Schaamhaftigkeit und Decenz* zu beobachten, als dem Frauenzimmerarzte. Er muss sich so oft nach gewissen Umständen und Dingen erkundigen, welche die Natur selbst verhüllt haben wollte, und worüber besonders jedes gebildete, unverdorbene Frauenzimmer zu erröthen pflegt. Man suche durch männlichen Ernst und edle Dreistigkeit gegenseitige Hochachtung und Zutrauen zu erwerben, und dadurch die oft übertriebene Schaamhaftigkeit der Frauenzimmer zu besiegen; nach und nach werden sie offenherziger gegen ihren Arzt und unterhalten sich mit ihm zwanglos wie mit einem Freunde.

§. 6.

Mit der Schonung der weiblichen Schaamhaftigkeit ist zunächst verwandt die *Verschwiegenheit*. Ist diese Eigenschaft auch den Frauenzimmern nicht eigen, so fordern sie diese doch besonders von ihrem Arzte, indem sich dazu oft genug Gelegenheit anbietet, in welcher diese auf die Probe gesetzt wird. Man weise die Erkundigungen anderer Menschen nach gewissen Umständen mit männlichem Ernste zurück, und beachte in gewissen Fällen den Ruf

und die Ehre eines Frauenzimmers um so mehr, als die Fama oft unbedeutende Dinge sehr zu vergrössern weiss.

Bei einem sehr jungen, noch unverdorbenen, unverheiratheten Frauenzimmer, bei welcher Schüchternheit und Schaamhaftigkeit ein gewöhnlicher Zug ihres Charakters ist, wird das Benehmen des Arztes am Krankenbette weit schwerer; er muss sich weit mehr nach Dingen erkundigen, welche ihr unbekannt sind, und er muss eine solche Sprache führen, wie sie das jugendliche Alter, die Schaamhaftigkeit, die Zurückhaltung und Schüchternheit ihres Benehmens verlangt. Desswegen darf auch der Arzt bei diesem nicht immer Worte als Antworten auf seine Fragen erwarten; diese Antwort drückt sich öfters in ihrem Gesichte dadurch aus, wenn sich dieses z. B. mit einer Schaamröthe bedeckt, oder sonst eine Aenderung in dem Auge oder in der ganzen Physiognomie u. dgl. zu erkennen gibt, — ein Wink, welchen der kluge Arzt sich zu erklären wissen wird.

Je mehr der Arzt nächstdem durch eine Menge kleiner, anspruchloser, auf irgend einen Dank nicht rechnender Gefälligkeiten und Attentionen, durch eine den Umständen wohl angemessene leichte Unterhaltung, durch eine gewisse Gewandtheit und Thätigkeit, das Frauenzimmer bis auf einen gewissen Grad zu interessiren und zu gewinnen versteht, desto leichter wird ihm alles gelingen, was sein Zweck mit sich bringt. Kommt dann noch eine gefällige angenehme Sprache hinzu, ist sein Betragen eben so weit von Schüchternheit und unmännlicher Schwäche entfernt, als von unbescheidener Dreistigkeit, hervorscheinender Ueberlegenheit und Anmassung, zeichnet er sich auch besonders durch einnehmende Manieren aus, dann wird er sehr darauf rechnen dürfen, dass seinen ärztlichen Absichten nicht leicht etwas fehlschlage.

§. 7.

Immer muss der Arzt sich wohl erinnern: dass das Frauenzimmer im Ganzen flatterhaft, sanguinisch, zu abwechselnden Launen sehr geneigt ist; dass es scharf beobachtet, leicht versteht und auffasst; dass alles schnell, aber vorübergehend, auf dasselbe wirkt, ausser was die Springfedern beleidigter Eitelkeit und Ehre in Bewegung setzt, und dass es daher schwerlich so bald eine Beleidigung vergisst; ferner dass Schönheitstrieb, Eifersucht, Neugierde, Liebe, oft seine Denkungsart und Handlungen vorzüglich bestimmen und leiten; dass durch solche Ursachen die sanftmüthigsten, weichsten und zärtlichsten Seelen hart, unbiegsam, verfolgend, listig, erfinderisch, unversöhnlich, zu unglaublichen Thaten fähig, wüthend und wahnsinnig werden können; dass dagegen die ihm nicht weniger eigene Treue und Herzlichkeit, das sanfte, warme, theilnehmende Gefühl, die ausnehmende Gutmüthigkeit, der feine schnelle Verstand und Geschmack, die Gelassenheit in anhaltenden Leiden, die gesellige Anmuth, der frohe Sinn, — als eben so viele liebenswürdige Eigenschaften, den Umgang mit kranken Frauenzimmern sehr erleichtern, und dem Arzte reichliche Gelegenheit verschaffen, sich in die Gunst und das Vertrauen desselben zu setzen.

§. 8.

Der Arzt bedarf des Vertrauens seiner Patientin ganz besonders auch darum, weil eine der hervorstechensten Eigenheiten des weiblichen Charakters *Zurückhaltung und Verbergung* ist, die ihm die Erforschung der aufklärendsten Nachrichten oft sehr erschwert, und die nur durch grosse Klugheit des Benehmens, durch feine Ausspähung der interessirenden Punkte wenigstens so weit überwunden werden kann, dass ihm nichts Wichtiges unentdeckt bleibt.

Durch dieses Betragen wird er in der Regel auf jeden Kranken einen guten Eindruck machen, und sich den sicher-

sten Weg zu dessen Zutrauen bahnen, das ihm besonders zur leichtern Erforschung seines Zustandes ausnehmend viel werth ist.

Ein Kranker, der seinem Arzte vertrauet, wird nicht allein bei allem, was dieser zu erforschen sucht, sich aufmerksam und gefällig bezeigen, sondern auch durch die etwaige Skrupulosität und Ungewissheit, womit der Arzt sich bei der Untersuchung aufhält und verbreitet, nicht auf misstrauische Gedanken geleitet werden.

§. 9.

Gar zu sichtlich ist dagegen die *Abneigung* des Kranken, sich auf die umständliche Prüfung des Arztes einzulassen, zu welchem er sich nicht der gewünschten Hülfe versieht, oder von dem ihn sonst etwas zurückstösst. In einem solchen Verhältnisse kann der Arzt durch stundenlange Unterredungen mit dem Kranken nichts Bestimmtes, Zusammenhängendes, Ueberzeugendes herausbringen, weil dieser lauter kurze, undeutliche, abgebrochene, ungewisse Antworten gibt, und durch schwerfällige, gezwungene Antworten, durch die geringe Aufmerksamkeit, womit er auf die Forschungen achtet, durch die Morosität, welche bei allem, wozu er aufgefordert wird, bemerklich ist, überhaupt durch den Mangel an vertraulicher Ergebung, der Geist des Arztes gleich beim Eingange gelähmt und unfähig wird, mit der nöthigen Ruhe und Besonnenheit in das Innere zu dringen.

§. 10.

Eine Menge von Hindernissen stellt sich häufig den angemessensten Forschungen des Arztes entgegen. *Von Seiten des Kranken:* Dummheit, Vorurtheile, falsche Begriffe, Eigensinn, Unachtsamkeit, Ungeduld, Uebertreibung oder Gleichgültigkeit, Taciturnität, die so verschiedenen Grade der Empfindlichkeit, Verheimlichung, Vergessenheit, Stumpfheit u. s. w. *Von Seiten der Krankheit:* grosse Schmerzen, Besinnungslosigkeit, Verwirrung, Schlafsucht, Gefühllosigkeit,

Taubheit, Sprachlosigkeit u. s. w. *Von Seiten der Umstehenden:* ungestümes Zudrängen, falsche Relationen, besondere Absichten, Widersprüche, Unwahrheiten u. s. w. *Von Seiten mancher andern Umstände:* Mangel des Lichts, schweres Beikommen auf allen Seiten, verborgene Verhältnisse, Mangel zu mancherlei Untersuchungen nöthiger Anstalten.

Dazu kommen endlich die Schwierigkeiten, welche in dem versteckten *Wesen der Krankheit* liegen, und den wahren Zusammenhang des ganzen Zustandes so oft den hellsten Augen und der tiefsten Penetration verbergen. Wie schwer, ja unmöglich ist es öfters, die Verhältnisse und Verbindungen der Ursachen und Wirkungen zu erforschen; den Täuschungen verschiedener Gestalten derselben Krankheiten von gleicher Gestalt auszuweichen; zu unterscheiden, was Natur sei oder von aussen herkomme; den feinen Faden auszuspüren, der das Vergangene und Entfernte mit dem Gegenwärtigen zusammenknüpft; aus der Oberfläche einen Weg in die Tiefe zu finden; den Sitz einer lokalen Affection in den entlegensten Theilen eines Körpers auszukundschaften; das verwickeltste Gewebe in einander verschlungener Umstände auseinander zu legen!

§. 11.

Es ist ein grosser und gewöhnlicher Fehler jüngerer Aerzte, besonders neuerer Zeit, dass sie alles nur darauf anlegen, *Aufsehen zu erregen,* sei es nun durch die neuesten Moden in Kleidungen und in Wissenschaften, oder durch Paradoxien und Singularitäten, oder auch wohl durch Scharlatanerien.

Aber es ist ein grosser Unterschied unter Sensation machen und Zutrauen erregen; ja das Erstere hindert das Letztere, und nur durch das Letztere wird ein dauerhaftes Glück gegründet. Die Erregung des Aufsehens kann allerdings bewirken, dass der Arzt einige Zeit lang der Gegenstand aller Gespräche wird, auch wohl grossen Zulauf erhält; aber bald hört der Reiz der Neuheit auf, und damit

hat das Meteor ein Ende; da hingegen das stille, redlich und unermüdet fortwirkende Verdienst zwar eine Zeit lang unbemerkt bleiben kann, aber eben weil es sich erst langsam in der Liebe und dem Zutrauen der Bessern festsetzt, für die Zukunft ein desto dauerhafteres und schöneres Glück gründet.

§. 12.

Wenn das Geräusch des Tages geendigt ist, und die Stille des Abends zum ruhigen Nachdenken einladet, dann widme er seinen Kranken noch *einige Stunden ruhiger Betrachtung*, schreibe die wichtigsten Punkte der Krankengeschichte, die vorgefallenen Veränderungen, seine Bemerkungen und Ideen über die Entstehung und Behandlung der Krankheit, die angewendeten Mittel nieder und überdenke Alles nochmals reiflich. — Kein Abend vergehe, wo er nicht seinen Kranken noch diese letzte Pflicht erzeigt, und dadurch gleichsam seinem ganzen Geschäfte den Schlussstein aufgesetzt habe.

Hier in der Stille der Nacht wird ihm manches ganz anders erscheinen als am Tage; hier werden ihm Aufschlüsse und Inspirationen kommen, die während der Zerstreuung des Tages unmöglich waren. Nur erst in diesem Zeitpunkte, wo das innere Leben erwacht, kann auch dieser Gegenstand ins innere Leben übergehen, und nun erst wird er wahres Interesse und wahre Beherzigung erhalten. Denn nur das, was unser Innerstes ergreift und erfüllt, was uns immer, selbst unwissentlich begleitet, ist unser, und nur so von seinem Gegenstande durchdrungen, kann man hoffen, gross und vollkommen darin zu werden und zu neuen Entdeckungen zu gelangen. Man fragte einst den grossen Newton, wie er denn auf seine ausserordentlichen Entdeckungen gekommen sei. „Ich dachte immer daran," war seine einfache, aber gewiss alles erschöpfende Antwort. Nicht die mechanische Geschäftigkeit, und sei sie noch so sorgfältig, sondern das Aufnehmen des Gegenstandes ins innerste Gemüth macht

den Künstler. Jede Kur muss ja, wenn sie gut sein soll, nicht nachgeahmt, sondern neu erfunden werden.

Man kann daher nicht läugnen, dass man jene *tägliche Gewohnheit* nicht allein für ein Hauptmittel, sondern für eine unerlässliche Bedingung hält, um nicht blos in seiner Praxis, sondern in der Kunst überhaupt gross und vollkommen zu werden, und dies lässt sich durch die Beispiele unserer grössten Aerzte, eines Boerhaave, Fr. Hofmann, Stoll, Lentin u. s. w., die alle diese Gewohnheit beobachteten und ihren Nutzen rühmen, bestätigen. — Ueberdiess hat man davon den grossen Vortheil, eine Sammlung vollständiger und selbst durchdachter Krankheitsgeschichten, und also einen Schatz von eigener Erfahrung zu erhalten, der noch in der Folge viel Belehrung gewährt und uns durch die Vergleichung der successiven Veränderungen unserer Ansichten und Methoden über uns selbst aufklärt; — nicht zu rechnen den grossen Nutzen, der für die Kranken dadurch entsteht, wenn man auch nach vielen Jahren eine genaue Uebersicht ihres Gesundheitszustandes und der aufeinander folgenden Krankheiten haben, und die Mittel, die ihnen in dem und jenem Falle besonders gut thaten, auffinden kann, worauf ausnehmend viel ankommt.

§. 13.

Eben so ist es mit den *Krankenbesuchen.* — Wann wird man doch davon zurückkommen, das blosse Dagewesensein für einen Besuch zu halten, und die Sorgfalt des Arztes nach der Menge solcher Besuche zu berechnen? — Ach, der Kopf kann nicht so schnell laufen wie die Füsse, wie Zimmermann sehr richtig sagt, und ein solches blos körperliches Dasein und Sehen des Kranken, geschehe es auch noch so oft, wird die Kur nicht weiter bringen, und heisst eigentlich nichts weiter, als der Krankheit nach dem Grade ihres Ranges die gebührenden Honneurs machen. — Der wahre Krankenbesuch sei ruhig, mit voller Sammlung des Geistes, von nicht zu kurzer Dauer, der Arzt sei ganz

da, wo er ist, und seine ganze Aufmerksamkeit blos auf den Kranken und dessen Studium gerichtet. Solche Besuche allein entsprechen ihrem Zwecke und erreichen einen zweifachen Vortheil für den Arzt. Einmal, dass er den Kranken von dem Interesse, das er an ihm nimmt, überzeugt, und dessen Zutrauen gewinnt und befestigt; zweitens, dass dadurch erst diejenige Annäherung zwischen beiden möglich wird, welche die innigste Vertraulichkeit von der einen Seite und ein tieferes Eindringen von der andern hervorbringt; genug, um mich eines bei den Magnetiseurs gebräuchlichen Ausdruckes zu bedienen, sagt Hufeland, den Kranken mit dem Arzt in vollkommenen Rapport setzt. — Gewiss ein ganz eigenthümlicher Zustand der Seele, der allein erst das wahre Individualisiren der Kranken und den tiefern Blick in seinen innern Zustand möglich macht, der uns die Ansprüche der leidenden Natur an die Kunst richtiger fühlen und denken lehrt, und während dessen Gedanken in uns kommen, welche unmittelbar aus dem Kranken hervorgehen und uns auf eine eigenthümliche Weise ansprechen.

Ein solcher Besuch ist mehr werth, als eine Menge gewöhnlicher Eilbesuche; ja bei langwierigen Krankheiten kann wirklich der Fall eintreten, dass das zu häufige Sehen des Kranken, eben weil er uns dadurch zu gewöhnlich wird, das frische und scharfe Sehen hindert, uud wir am Ende den Wald nicht mehr vor Bäumen erkennen; und man hat da oft gefunden, dass ein paar Tage Unterbrechung der gewöhnlichen Besuche das beste Mittel war, eine neue Ansicht der Sache zu erhalten, und Dinge zu bemerken, die uns vorher in dem mechanischen Begleiten entgangen waren. — Es muss jedoch hierbei wegen mancher jüngerer Aerzte, die zuweilen aus zu grosser Delicatesse ihre Besuche zu sehr einschränken, erinnert werden, dass man auch darin zu weit gehen kann, und dass in der Regel das öftere Sehen des Kranken immer das erste Requisit bleibt, zur vollkommenen

Erkenntniss der Krankheit und zur Erhaltung des Zutrauens des Kranken zu gelangen. — Nur vermeide man die ohne Noth zu sehr gehäuften Besuche, welche dem Kranken unnöthige Angst erzeugen, und selbst den Arzt in den Verdacht eigennütziger Absichten setzen können.

§. 14.

Nicht blos heilen, sondern auch bei unheilbaren Krankheiten *das Leben erhalten und Leiden erleichtern*, ist die Pflicht und ein grosses Verdienst des Arztes. Wie sehr fehlen daher Diejenigen, welche bei mangelnder Aussicht zur Heilung verdrüsslich oder unthätig werden, und ihre Kranken vernachlässigen oder verlassen! Es ist wahr, das Interesse des Künstlers kann sich dabei verlieren, aber das weit höhere des Menschen muss bleiben, ja noch steigen. Gewiss, der Hoffnungslose, der ohne Aussicht auf Rettung an peinlichen Schmerzen und Drangsalen Leidende, hat noch grössern Anspruch auf unser Mitleid, als der, dem die Aussicht auf Rettung alle Leiden ertragen hilft; und in solchen Fällen das Leben erträglich machen, die schwache Hoffnung, die selbst der Elendeste so gern ergreift, nähren, und wenn nicht Helfer doch Tröster sein, ist ein schönes, dem fühlenden Herzen wohlthuendes Geschäft.

Ueberdies sind wir ja viel zu kurzsichtig, um immer mit Gewissheit entscheiden zu können, dass keine Hülfe mehr möglich sei. Es können noch im Verlaufe der Krankheit günstige innere Revolutionen oder äussere Einflüsse eintreten, die der Sache eine andere Wendung geben, oder der Kunst Gelegenheit verschaffen, noch mit Erfolg einzugreifen. Ja, man hält es für die Praxis für eine der wichtigsten Regeln: nie den Muth zu verlieren. Hoffnung erzeugt Ideen, erhebt den Geist zu neuen Ansichten und neuen Versuchen, und kann selbst das unmöglich Scheinende möglich machen. Wer nicht mehr hofft, denkt auch nicht mehr; Apathie und Geisteslähmung sind unausbleibliche

Folgen, und der Kranke muss nothwendig sterben, weil der Helfer schon gestorben ist. — Selbst im Tode soll der Arzt den Kranken nicht verlassen; noch da kann er sein grosser Wohlthäter werden, und, wenn nicht retten, doch das Sterben erleichtern.

§. 15.

Das Leben der Menschen zu erhalten und wo möglich zu *verlängern*, ist das höchste Ziel der Heilkunst, und jeder Arzt hat geschworen, nichts zu thun, wodurch das Leben eines Menschen verkürzt werden könnte. Dieser Punct ist von grossem Gewichte, und er gehört zu denen, von welchen nicht eine Linie breit abgewichen werden darf, ohne die Gefahr unabsehbaren Unglücks hervorzubringen. Aber wird er auch immer mit gehöriger Gewissenhaftigkeit und Schärfe erwogen? Wenn ein Kranker von unheilbaren Uebeln gepeinigt wird, wenn er sich selbst den Tod wünscht, wenn Schwangerschaft Krankheit und Lebensgefahr erzeugt, wie leicht kann da, selbst in der Seele des Bessern, der Gedanke aufsteigen: sollte es nicht erlaubt, ja sogar Pflicht sein, jenen Elenden etwas früher von seiner Bürde zu befreien, oder das Leben der Frucht dem Wohle der Mutter aufzuopfern? So viel Scheinbares ein solches Raisonnement für sich hat, so sehr es selbst durch die Stimme des Herzens unterstützt werden kann, so ist es doch falsch, und eine darauf gegründete Handlungsweise würde im höchsten Grade unrecht und strafbar sein. Sie hebt geradezu das Wesen des Arztes auf. Er soll und darf nichts anders thun, als Leben erhalten; ob es ein Glück oder Unglück sei, ob es Werth habe oder nicht, dies geht ihn nichts an, und masst er sich einmal an, diese Rücksicht mit in sein Geschäft aufzunehmen, so sind die Folgen unabsehbar, und der Arzt wird der gefährlichste Mensch im Staate; denn ist einmal die Linie überschritten, glaubt sich der Arzt einmal berechtigt, über die Nothwendigkeit eines Lebens zu entscheiden, so braucht es nur

stufenweise Progressionen, um den Unwerth und folglich die Unnöthigkeit eines Menschenlebens auch auf andere Fälle anzuwenden.

§. 16.

Aber nicht blos durch Handlungen, sondern auch durch *Worte und Aeusserungen* kann das Leben eines Kranken verkürzt werden, und ohne die mindeste böse Absicht kann der Arzt dazu Veranlassung geben. Darüber sorgfältig zu wachen und Alles zu vermeiden, was den Kranken niederschlagen oder muthlos machen könnte, ist seine heilige Pflicht. Er vergesse daher nie, dass nichts, gar nichts von ihm ausgehen dürfe, was nachtheilig oder Lebenverkürzend auf den Kranken wirke; jedes Wort, jede Aeusserung, sein ganzes Betragen muss belebend sein. Er bedenke wohl, dass der Kranke in ihm den Richter über Tod und Leben erblickt, und dass er ängstlich in dem Blicke seiner Augen, in der heitern oder finstern Miene seines Gesichts nach seinem Urtheile forscht. Ist es nicht entschieden, dass Furcht, besonders des Todes, Angst und Schrecken die gefährlichsten Gifte sind und die Lebenskraft unmittelbar lähmen, Hoffnung und Muth hingegen die grössten Belebungsmittel, die oft alle Arzeneien an Kraft übertreffen, ja ohne welche selbst die besten Mittel ihre Kraft verlieren? Der Arzt muss sich also vor allen Dingen angelegen sein lassen, Hoffnung und Muth beim Kranken zu erhalten, lieber die Sache leicht machen, alle Gefahr verbergen, und je mehr sie zunimmt, desto mehr Heiterkeit und frohen Muth auf der Stirne tragen; am allerwenigsten aber ihn Ungewissheit oder Unentschlossenheit merken lassen, wenn sie auch da wäre. Vor dem Verdachte, die Sache zu leicht genommen oder verkannt zu haben, kann er sich dadurch schützen, dass er den Angehörigen die wahre Lage schildert, und zwar, im Falle des Leichtsinnes und der Nachlässigkeit, lieber bedenklicher, als zu unbedeutend.

Man sieht hieraus, wie höchst tadelnswerth das Betragen derjenigen Aerzte ist, welche kein Bedenken tragen, dem Kranken die Gefahr, ja wohl den Tod anzukündigen, und wie unrecht die Angehörigen handeln, die den Arzt dazu auffordern. Den Tod verkündigen, heisst, den Tod geben, und das kann, das darf nie ein Geschäft dessen sein, der blos da ist, um Leben zu verbreiten. Selbst wenn der Kranke es unter dem Vorwande, noch Geschäfte in Richtigkeit bringen zu müssen und dergleichen, verlangt, die Wahrheit zu wissen, darf man ihm nie das Leben geradezu absprechen. Es sind Fälle bekannt, wo sich treffliche Aerzte durch dringendes Bitten des Kranken bewegen liessen, ihm die Unheilbarkeit des Uebels zu offenbaren, und die unmittelbare Folge war, dass sich die Kranken ums Leben brachten.

§. 17.

Aber nicht blos sein Leben, sondern, was noch mehr ist, *Ehre und Ruhm* muss der Arzt daran wagen können, wenn das Leben eines Kranken auf dem Spiele steht, und wir stossen hier auf einen Fall, der unstreitig zu den schwierigsten in der ganzen Heilkunde gehört, wo falsches Ehrgefühl so leicht blenden, und nur die Rücksicht auf das höchste und wahre Princip richtig leiten kann. Der Arzt sieht ein, dass der Kranke nur durch ein Mittel gerettet werden kann, aber das Mittel ist zweideutig und der Versuch gefährlich, und es ist nichts gewisser, als dass im unglücklichen Falle das Publikum ihm alle Schuld beimessen werde. Der falsche Politiker wird diese Rücksicht allen andern vorziehen; er wird denken: es ist besser, dass der Kranke stirbt, als dass du ihn getödtet zu haben scheinst, und er wird den Versuch zur Rettung unterlassen. Der rechtschaffene Arzt aber kennt keine andere Rücksicht, als das Wohl seines Kranken, er sieht ein, dass, wenn er seine Reputation höher anschlüge, als das Leben des Kranken, er als

blosser Egoist und ganz der Natur des Heilgeschäftes entgegen handeln würde; er bedenkt, dass nicht der Erfolg, sondern die Absicht unsere Handlungen bestimmt, und dass nur Pflicht und Gewissen dabei zu Rathe gezogen werden dürfen, ohne sich um den Ausgang zu bekümmern; er nimmt daher keinen Anstand, auch das letzte Mittel zur Rettung seines Kranken anzuwenden, und geniesst entweder den Triumph, sein redliches Bestreben durch einen glücklichen Erfolg gekrönt zu sehen, oder den noch grössern, seiner Pflicht das theuerste Opfer gebracht zu haben, und je mehr ihn die Welt verkennt, desto höher in seinem Innern sich über alle Urtheile der Menschen erhoben, und dadurch göttlicher belohnt zu fühlen, als menschliche Ehre und Ruhm je lohnen können.

Ueberhaupt muss es sich der Arzt bei jeder Kur zum Gesetz machen, zugleich mit dem Kranken auch alle schiefen und ungerechten Urtheile des Publikums mit zu übernehmen. Der Erfolg und die nothwendig darauf allein sich gründenden Beurtheilungen stehen nicht in unserer Gewalt, und müssen uns daher völlig gleichgültig sein. Frage man die besten Aerzte, und sie werden sagen, dass sie bei ihren unglücklich ausgefallenen Kuren oft weit mehr Kunst und Mühe angewendet, und also mehr inneres Verdienst erworben hatten, als bei den glücklichen. Das Einzige, was bei der Kur in unserer Gewalt steht, ist die Ueberzeugung, redlich unsere Pflicht erfüllt zu haben. Und dies ist genug. Diesen Lohn kann uns Niemand rauben, und er setzt uns eben so hoch über jene äusseren Ungerechtigkeiten hinweg, als das innere Leben über das äussere erhaben ist.

§. 18.

Was dem Arzte oft mehr als das physische Uebel die Kur erschwert und sein Geschäft mühevoll macht, ist die *verschiedene Gemüthsart* der Menschen. Vorurtheile aller Art, die verschiedenen Stufen ihrer Kultur,

Charakter, Temperament, Umgebungen, vereinigen sich, um das Gute zu hindern. Dies ist der Punct, wo der Arzt Menschenkenner sein muss. Doch welcher Arzt wird dies nicht werden, wenn er nur einigermassen Sinn dafür hat! »Ich kenne,« sagt Hufeland, »kein Geschäft, das so viel Gelegenheit dazu gibt.« Menschenkenntniss, ein richtiger Takt und Klugheit können allein ihn hier richtig leiten und trotz aller Hindernisse zum Zwecke führen. Regeln darüber zu geben, würde unmöglich und in der That auch unnütz sein, denn wer sie nöthig hat, dem werden sie schwerlich etwas helfen.

Nur eine kurze Uebersicht der Hauptclassen der Kranken nach diesem Gesichtspuncte mag hier ihre Stelle finden; der Aengstliche, der Leichtsinnige, der Gläubige, der Ungläubige, der Folgsame, der Verschlossene, der Schwätzer, der Eingebildete, der Halbarzt. Am beschwerlichsten sind die beiden letzten; denn sie sagen nicht, was sie empfinden, sie sind nicht zufrieden, einen guten Rath zu erhalten, sondern wollen selbst einsehen und mitrathen, ja sie erlauben sich eigenmächtige Abänderungen in dem Gebrauche der Mittel selbst. Solchen muss man die allgemeine Regel zur besondern Pflicht machen, nicht bloss die Krankheit, sondern auch die Idee der Krankheit, die oft drückender ist als jene, auf den Arzt zu werfen und sich deren ganz zu entschlagen.

§. 19.

Manche Kranke haben sich von der Beschaffenheit ihrer Krankheit *eine Idee so fest in den Kopf gesetzt*, dass sie sogleich dass Vertrauen zu dem Arzte verlieren, wenn er dieser Idee geradezu widerspricht. Nach Verschiedenheit der Umstände muss sich der Arzt bald gar nicht darüber mit Bestimmtheit erklären, bald den Kranken langsam und mit scharfen Gründen von seiner falschen Meinung ablenken, bald ihn ganz dabei lassen, u. s. w. Indess müssen seine Fragen unvermerkt auf die

Hauptsache gerichtet seyn, ohne den Punct zu übersehen und zu vernachlässigen, den der Kranke mit Festigkeit angezeigt hat.

§. 20.

Einige Kranke sind sehr *gesprächig*, und lassen den Arzt gar nicht zu Worte kommen, indess sie ihm doch wenig Belehrung geben, aber desto mehr Zeit und Geduld kosten. Nach Verschiedenheit der Umstände und Verhältnisse des Arztes mit dem Kranken, muss er sich bald so, bald anders benehmen, bald duldsam alles anhören, und das Sachdienliche auslesen, bald den unaufhörlichen Lauf der Rede sanfter oder derber unterbrechen, bald den Redner bei wichtigern Puncten seiner Erzählung festhalten, und sich gegen jede neue Abschweifung setzen, bald nichts anders als die Antworten auf die vorgelegten Fragen geben.

§. 21.

Andere Kranke sind dagegen so *taciturn und stumm*; dass es ungemein viel Mühe kostet, sie zu passenden Beantwortungen der nöthigsten und deutlichsten Fragen zu bewegen. Die gewöhnlichen Ursachen davon sind: Dummheit, Blödigkeit, Ungezogenheit, Morosität, Widerwille gegen den Arzt, zuweilen auch der tolle Glaube, der Arzt müsse schon auf den ersten Blick die Krankheit erkennen, und es sei unnöthig, desshalb so viele Fragen zu beantworten.

In jenen Fällen richtet sich das Betragen des Arztes nach der Ursache. Man muss bald die Anverwandten, Umstehenden, Wärter u. s. w., zu Hülfe nehmen, auf welche davon man sich am besten verlassen kann, bald den Kranken zu ermuntern, zu beleben suchen, ihm Muth, Vertrauen, Zuversicht einflössen, seine Antworten möglichst erleichtern, bald ihm begreiflich machen, was er

nicht begreifen kann, bald dies, bald jenes zweckmässig scheinende Mittel wählen, ihm beizukommen.

§. 22.

Jüngere Kranke erfordern im Ganzen mehr Strenge, Aufsicht, Ernst, als Männer und ältere Personen, weil diese gesetzter, verständiger und sorgsamer sind; und daher sich viel williger und genauer in Beobachtung der ärztlichen Vorschriften bezeigen, als jene, welche flüchtiger, sorgloser, leichtsinniger, weniger auf das achten, was zu ihrem Heile dient.

§. 23.

Eben deswegen hat sich aber auch der Arzt gegen ältere Leute, die durch die Erfahrung klug geworden sind, die aufmerksamer auf alles sehen, sich mehr mit der Zukunft beschäftigen, und beharrlicher nachdenken, behutsamer zu betragen.

Ganz alte Leute haben oft mehrere Eigenheiten, welche dem Arzte mancherlei Maasregeln an die Hand geben, um sie entweder zu seinen Absichten zu benützen, oder ihnen möglichst entgegen zu arbeiten, wenn sie ihm hinderlich sind.

§. 24.

Sehr bedeutenden Einfluss haben oft die *politischen Verhältnisse und häuslichen Umstände* der Kranken auf die Krankheit, woran er leidet.

Schwere, drückende Berufsgeschäfte der Kranken, konventionelle Pflichten, welche sein Stand von ihm fordert, strenge Behandlung von seinen Vorgesetzten, Zwistigkeiten, Trennung von geliebten Gegenständen, — welche Kämpfe können daraus nicht in der Seele entstehen, die gewiss sehr erhebliche Wirkungen in und auf Krankheiten haben!

Der Arzt hört und sieht theils genug, was ihm über solche Dinge Licht geben kann, theils benutzt er mit Klugheit jede brauchbare, schickliche Gelegenheit, in die Seele des Kranken zu dringen, und dann so viel Gutes zu stiften, als er kann.

Mangel an den nöthigsten häuslichen Bedürfnissen, enge, eingeklemmte Lage, nachlässige, lieblose Behandlung, und schlechte Beobachtung der ärztlichen Vorschriften von Seiten der Verwandten, beständiger Unfriede mit den Seinigen, unglückliche Ehen, Verdruss von Kindern und häuslicher Kummer anderer Art, verwirren, verschlimmern, unterhalten und machen häufig Krankkeiten unheilbar.

Der Arzt kann manche Zufälle nur aus dieser Quelle erklären. Die häusliche Situation eines jeden Kranken unter manchen Umständen möglichst genau zu wissen, ist für den Arzt oft eine wichtige Angelegenheit. Nur dadurch wird manches Räthsel aufgelöst, und kann manches Gute für den Kranken bewirkt werden. Die Vorschriften und Anordnungen des Arztes müssen sich darnach richten.

§. 25.

Sehr schlimm ist es, wenn *die Verwandten des Kranken*, die zunächst um ihn sind, seinen Tod viel lieber wünschen als seine Erhaltung. Vogel ist einige Mal in solchen beklemmenden Lagen gewesen, wo falsche Berichte, heimliche Versäumungen der einzugebenden Arzneien und anderer Heilungsanstalten, dreiste Behauptung der unvermeidlichen Todesgefahr und mithin des nutzenlosen und vergeblichen Gebrauches aller Mittel, unterlassenes, obgleich ausdrücklich und dringend von ihm empfohlenes Begehren seiner Gegenwart bei Verschlimmerung der Umstände, — ihm die mörderischen Absichten nach und nach deutlich genug offenbarten. Einen solchen Kranken dennoch zu heilen, in so fern er sich wirklich in einer gefährlichen Lage befindet, und seine Wieder-

herstellung von der Kunst abhängt, ist wahrlich kein geringes Meisterstück. Es ist noch ein Glück, wenn der Arzt die Teufelei zeitig genug merkt; denn bei weitem am häufigsten wird sie sehr versteckt und selbst mit den heissesten Thränen in den Augen betrieben.

Einmal glaubt Vogel einen bedaurungswürdigen Kranken dieser Art durch folgendes Verfahren, vom Tode, welcher der ihm unverkennbar gewordene Wunsch der Anverwandten war, gerettet zu haben. Er äusserte erst leiser, dann lauter, der Kranke könne und werde ohne Versäumung seiner Verordnungen durchaus nicht sterben, und er müsse darauf bestehen, dass ein Krankenwärter, den er vorschlagen würde, den Kranken Tag und Nacht nicht verlasse. Diesen Mann verpflichtete er in der Stille, ohne die Familie zu kompromittiren, auf das strengste, pünktlichst zu leisten, was er vorschrieb. So viele Mühe es kostete, diess Project auszuführen, so gelang es doch, wozu einige fremde Personen das Ihrige beitragen mussten. Der Kranke entkam glücklich, wofür ihn die beiden Verwandten äusserlich mit Lobsprüchen überhäuften, aber innerlich zum T..... wünschten.

§. 26.

Es liegt auch gewiss viel daran, dass der Arzt die *Gemüthsbeschaffenheit, den Charakter, die Denkungsart* seines Kranken wohl kenne.

Je nachdem der Kranke *furchtsam*, für sein Leben bange, oder *leichtsinnig*, *unerschrocken*, *gleichgültig* ist, wird der Arzt ihn ganz verschieden zu nehmen, zu verstehen, zu beurtheilen haben, um seine Krankheit gehörig zu erforschen und zu behandeln.

Es kommt aber vorzüglich darauf an, zu wissen, welche Gemüthsbeschaffenheit dem Kranken in *gesunden* Tagen eigen war, und wie er sich bei allerlei Schicksalen, in allerlei Lagen benahm; es sei nun, dass Erzie-

hung, Uebung, Gewohnheit oder Grundsätze dieses Benehmen bestimmten.

§. 27.

Auch die *Lieblingsneigungen* und der gewöhnliche Umgang der Kranken klären nicht selten Manches in dem Ursprunge, den Zufällen und dem Gange der Krankheit, so wie in der Art, wie der Kranke beurtheilt und behandelt werden muss, auf, was sonst schwer zu erklären ist, oder unrecht gemacht wird.

Es ist auch eine allgemeine Erfahrung, dass wiederkehrende Neigungen und Triebe zu einer Sache häufig das erste und sicherste Zeichen der Besserung sind. Starke Tabackraucher oder Schnupfer verlieren oft zu allererst, wenn ihnen eine Krankheit bevorsteht, den Appetit zum Taback, indess sie sonst noch keine merkliche Unordnung in ihrer Gesundheit spüren.

Die Kenntnisse von Lieblingsneigungen und dem Vergnügen, welches einzelnen Menschen gewisse Beschäftigungen und Ideen geben, schliesst dem Arzte ferner oft das Herz derselben auf, giebt ihm Anlass und Stoff zu angenehmen, zerstreuenden, von dem kranken Gefühle ableitenden, und folglich heilsamen Unterhaltungen mit dem Patienten.

Bei lesenden Damen ist es oft sehr nützlich, ihre *Lieblingslectüre* zu wissen. Man dringt dadurch häufig in das Innere ihrer Seele, und lernt ihre Gesinnungen näher kennen, kommt auch auf Spuren, die, weiter verfolgt, vielleicht auf ihre Krankheit ein Licht werfen, und geheime Falten derselben entwickeln.

§. 28.

Was kann die *Musik* auf ihre Kenner und Liebhaber nicht wirken! Ein wahnsinniger Virtuose erhielt in dem Augenblicke seine Vernunft wieder, als ihm ein gewisses Stück vorgespielt wurde. Eine Menge Beispiele

sind von mehreren Schriftstellern gesammelt worden. Mit der Musik kann man beinahe Todte wieder lebendig machen. Vogel kannte aber auch ein Frauenzimmer, das in einer Nervenkrankheit von der Musik, die es sonst sehr liebte, so übel afficirt wurde, dass die heftigsten Krämpfe davon entstanden. Es war ein sicheres Zeichen, dass ihm seine Krämpfe bevorstanden, wenn ihm die Musik widerlich wurde.

§. 29.

Der *Umgang* eines Menschen kann den Arzt ebenfalls von allerlei Seiten interessiren. Noscitur ex socio etc. Es können Notizen daher entstehen, die zuweilen wichtige Aufschlüsse am Krankenbette geben. In einzelnen Fällen liegt überaus viel daran, alle möglichen Quellen zur richtigen und vollständigen Kenntniss und Beurtheilung des Kranken zu benutzen.

§. 30.

Der Arzt muss sich dann überhaupt auch um die *Gewohnheiten* des Kranken und seiner Natur bekümmern. Diese erläutern oft manches in den Auftritten, dem Gange, den Erscheinungen der Krankheit, was man sonst nicht verstehen, oder falsch deuten würde.

Aus blosser Gewohnheit trinken manche Menschen bei Tische ungemein viel. Man kann zuweilen eine schwache, mangelhafte Verdauung gar nicht anders verbessern, als wenn man ihnen das viele Trinken bei Tische untersagt.

Die Uebertretung der Gesetze der Gewohnheit bleibt selten ungestraft, desto weniger, je mehr sie durch die Zeit an Kraft gewonnen haben. So können auch schnelles und gänzliches Unterlassen lange gewohnten Tobakschnupfens und Rauchens, plötzliche Enthaltung von gewohnten Magentropfen, selbst, wie ein gewisser Arzt glaubt, von gewissen Lastern, ihre nachtheiligen Folgen haben. Es ist

auch nicht immer gleichgültig, von dem lange gewohnten Gebrauche enger Kleidungsstücke schnell abzulassen, noch weniger, beständig sehr warm gehaltene Theile auf einmal kühler zu halten.

Mehrere Menschen haben sich gewöhnt, *nach Tische zu schlafen*, so dass sich um diese Zeit unter allen Umständen, so lange sie gesund sind, die Neigung dazu einfindet. Der Arzt kann daher Anlass zu allerlei nützlichen Betrachtungen und Untersuchungen erhalten. Es deutet gewiss eine Unordnung im Körper an, wenn diese Neigung ausbleibt. Es kann aber auch sein, dass man dieser Neigung, dieser Gewohnheit sehr widerstreben muss. Vielen bekommt ein kurzer Mittagsschlaf sehr gut. Sie sind darauf in der Regel heiter, leicht im Kopfe, und aufgelegt zu allen. Man darf sie sicher schlafen lassen. Andere bekommen in diesem Schlafe ein rothes aufgedunsenes Gesicht, sind nachher träge, unlustig, haben einem schweren, wüsten Kopf. Diesen muss man den Mittagsschlaf sehr widerrathen, am meisten im Liegen, und wenn sie vollends Kopfkrankheiten unterworfen sind. Man sieht wohl, dass man in Krankheiten hievon allerlei nützliche Regeln abnehmen kann.

§. 31.

Die Verstandeskräfte, die *Geisteskultur* des Kranken können und dürfen dem Arzte zum Behufe seiner Untersuchung eben so wenig gleichgültig sein.

Ein zum Nachdenken wenig fähiger, auf einen engen Ideenkreis eingeschränkter, kenntnissleerer, bloss von seinen gröbsten Gefühlen abhangender Mensch ist nicht allein leicht zu regieren, zu befriedigen und auszukundschaften, sondern seine Krankheiten halten auch, reiner und freier von dem feinern Gehirn und Nerveneinflusse, der in den geistvollen, denkenden, scharfsinnigen Menschen so wirksam ist, einen regelmässigern, geradern Schritt,

haben ein einfacheres Wesen und einen ungestörten Verlauf; Natur und Arzeneien wirken sicherer und ruhiger.

Je umfassender und thätiger dagegen der Verstand ist, je mehr dieser gewohnt ist, eine Sache von allen Seiten zu betrachten, zu ergrübeln, weit um sich her zu sehen, von jeder Wirkung die Ursache zu suchen, und sich an alles so lange zu heften, bis es ihm helle geworden ist, desto verschiedener und genauer muss unstreitig der Massstab sein, womit der Arzt das Gebiet der Krankheit ausmisst, und desto feiner die Sonde, womit er die Tiefen derselben erforscht.

Die Krankheiten solcher Personen, deren Geist immer arbeitet, bekommen daher nicht selten einen eigenen Anstrich und Ton; sie bleiben nicht in dem geraden Geleise; es mischt sich zu viel Nervenspiel ein; durch das stete Streben und Anstrengen der Seele werden die Bemühungen der Natur und Kunst gehindert und verwirrt.

§. 32.

Sehr wichtig und weit grösserer Aufmerksamkeit werth, als man ihm gewöhnlich schenkt, ist der Punkt des *Receptschreibens.* Es ist das letzte Resultat der ganzen Untersuchung des Arztes und das einzige bleibende Dokument seiner Einsicht und Kunst, was sogar gerichtliche Autorität hat. Wie leicht kann hier eine kleine Ueebereilung, ein so leicht möglicher Schreibfehler über das Schicksal des Kranken und den Ruf des Arztes entscheiden. Es sollte daher immer das Geschäft sein, das mit der grössten Konzentration des Geistes und der gesammeltsten Aufmerksamkeit vollführt würde, und es sollte jedem Arzte ein unverbrüchliches Gesetz bleiben, jedes Recept nach dem Schreiben noch einmal durchzulesen.

§. 33.

Gefährliche Mittel dürfen nie dem Kranken in die Hände gegeben werden, wenigstens nicht in solcher Men-

ge, dass sie dem Leben gefährlich werden können. Es ist schrecklich, Flaschen mit halben und ganzen Unzen Opium in den Krankenstuben stehen zu sehen, und geschieht auf diese Weise ein Unglück, so ist es allemal die Schuld des Arztes.

§. 34.

Kein rechtlicher Arzt kann *Arkana* verkaufen, ja nicht einmal seinen Kranken erlauben; denn wie kann er über etwas urtheilen, das er nicht kennt.

Wo es irgend ohne Nachtheil für den Hauptzweck möglich ist, wähle man das *wohlfeilere* Mittel statt des theuren, das *inländische* statt des ausländischen. Es gehört ja auch zur Erleichterung des Uebels, die der Arzt übernommen hat, die Kosten zu vermindern, wenigstens sie nicht ohne Noth zu vermehren; und zu den Pflichten des guten Staatsbürgers, dem Staate jede Ausgabe ins Ausland zu ersparen. Es ist in der That grausam, bei Leuten von eingeschränkten Vermögensumständen, diese Rücksicht zu versäumen, und, indem man ihnen das Leben schenkt, ihnen die Mittel zum Leben zu nehmen.

§. 35.

Ueberhaupt kann in dieser Hinsicht der Arzt der grösste Wohlthäter seiner Kranken werden, wenn er nicht bloss mit Wohlwollen, sondern auch mit Zartheit auf ihre *ökonomische Verlegenheit* Rücksicht nimmt. Ich meine hier nicht die wirklich Armen, für welche der Staat oder die öffentliche Wohlthätigkeit sorgt, sondern die ungleich beklagenswerthere Klasse derjenigen, welche zwar in gesunden Tagen ihr nothdürftiges Auskommen haben, aber, sobald Krankheit eintritt, Mangel leiden, und wirklich arm sind, ohne es scheinen zu wollen, — die verschämten Armen.

Der Arzt fast allein kennt sie, und er vermag es auch am besten, ihr Elend zu lindern, und zwar, welches

die Hauptwohlthat ist, ohne es sie selbst merken zu lassen. Ich will nur auf ein Mittel aufmerksam machen, wodurch man die Kurkosten ausnehmend erleichtern kann, ohne dass es den Anschein unentgeldlicher Medezin erhalte, und den Kranken in die Klasse der Armen versetze. Man mache mit einem, für solches Gutesthun Sinn habenden Apotheker den Akkord, bei Recepten, die man mit einem gewissen Zeichen versieht, keinen Profit zu nehmen, wodurch der Kranke ein Dritttheil, ja oft die Hälfte der Kosten erspart. So kann man der Noth zu Hűlfe kommen, und doch die äussere Ehre, so wie das so heilige innere Ehrgefühl schonen. Und nur das heisst wahrhaft wohlthun. Alles beim Wohlthun kommt auf die Art des Wohlthuns an, und wie glücklich ist der Arzt, dass ihn sein Beruf in den Stand setzt, so wohl zu thun, dass nicht bloss die linke Hand nicht weiss, was die rechte thut, sondern auch der Bedürftige selbst nicht weiss, woher es kommt, und es, wie eine Gabe des Himmels, mit zu Gott gerichtetem Danke empfängt, wodurch allein erst jede Wohlthat, sowohl von Seiten des Nehmers als des Gebers, ihren *wahren Sinn und ihren wahren Zweck* erreicht.

Theses defendendae.

I.

In febribus nervosis non semper debilitas.

II.

Systema Linnei caeteris praeferri meretur.

III.

Una eademque causa diversos saepe producit effectus.

IV.

Non quilibet morbus sanabilis a medico sanandus.

V.

Truncus continuatio radicis supra tellus.

VI.

Epidemiae homines et medicorum famam aeque necant.

VII.

Vomitus emeticis saepe optime tollitur.

VIII.

Ex oculo legenda animi corporisque sanitas.

IX.

Quemadmodum deus unus, vita unica universum perspirat.

X:

Für Niemand ist die öffentliche Meinung so wichtig als für den Arzt.

Hufeland.